

*Renate Krüger*



*Wolfgang Amadés  
Erben*

# Impressum

Renate Krüger

Wolfgang Amadés Erben

Roman

ISBN 978-3-86394-337-0 (E-Book)

Gestaltung des Titelbildes: Ernst Franta

Das Buch erschien erstmals 1979 im VEB Deutscher Verlag für Musik Leipzig. Der Text wurde für die Neuherausgabe geringfügig überarbeitet.

© 2013 EDITION digital®

Pekrul & Sohn GbR

Alte Dorfstraße 2 b

19065 Godern

Tel.: 03860-505 788

E-Mail: [verlag@edition-digital.com](mailto:verlag@edition-digital.com)

Internet: <http://www.ddrautoren.de>

# I: Opus postumum

1

Auch im Jahre 1792 gibt sich Wien als eine lächelnde Stadt. Manche sprechen lieber von einem höhnischen Grinsen oder gar von seelenlosen Lachmasken. Wien lächelt aus den zurechtgestutzten Gärten und den verschnörkelten Fenstern der Schlösser, Kirchen und Paläste, und da ist es leicht, eine gute Miene zu machen. Es lächelt aber auch aus den dunklen Stiegenhäusern und den hölzernen Hinterhofgalerien, jedenfalls dann, wenn sich einmal ein Fremder hierher verirrt, es lächelt bei Unschlittkerzen und Mondschein, jedenfalls glauben die Fremden das; und niemand korrigiert sie. Wien wahrt sein Gesicht.

Wien lächelt in seinen Salons und vornehmen Zirkeln. Wohl dem, der Zutritt in einen geselligen Salon hat, der zu einem erlesenen Zirkel gehört, zur Gesellschaft des Ignaz von Born und des Nikolaus von Jacquin etwa, die sich die Förderung der Wissenschaft angelegen sein lassen und in die man Wissenskapital als Mitgift einbringen muss. Oder zum lockeren Kreis Castellis, in den nur Humorvolle und Witzige zugelassen sind, solche, die auch unfeine Witze hören, ertragen und erzählen können. Oder zum Zirkel der Frau von Greiner, der Mutter der später berühmten Karoline Pichler, der die Geselligkeit selbst zum Hauptzweck hat und sie nach allen Regeln der Kunst pflegt, damit sich ja niemand einsam und verlassen fühlen muss. Und wenn schon, dann sollte er es nicht zeigen. Und die anderen, die Mühseligen und Beladenen, sollten die lächelnde Öffentlichkeit tunlichst meiden.

Wien lächelt. Es hat nach dem Tode der Kaiserin Maria Theresia nur kurze Zeit ein Trauergewand getragen und nach dem Tod ihres Sohnes und Nachfolgers, Josephs II., nur für wenige Tage, höchstens für eine Woche, sein Lächeln unterbrochen. Eine finstere Miene wäre eher angebracht gewesen, denn nach dem Tode dieses Kaisers kam es ziemlich arg. Wien lächelt aber, es muss sich ja beizeiten daran gewöhnen, die Lage als hoffnungslos, aber nicht ernst anzusehen. Denn der Ernst verlangt so unangenehme Konsequenzen.

Dem bitteren Ernst hat Wien auch eine feste Institution geschaffen, die Gruft des Allerhöchsten Kaiserhauses unter der Kapuzinerkirche. Hier kann der Besucher von Kaisersarg zu Kaisersarg schreiten. Prunkvollste Totengehäuse, meisterhaft gearbeitete Sarkophage, kleine Särge, die an die Stelle von Kinderbetten treten mussten. Alle geschmückt mit den Symbolen der Macht und des Todes. Der Besucher kann sich ernsten Gedanken hingeben, wenn ihm danach zumute ist; er kann auch lächeln, wenn ihm das Leben so erträglicher erscheint. Braucht er nach dem Durchschreiten der Kapuzinergruft eine Stärkung seines Bewusstseins von Macht und Ordnung und Dauer, sollte er um Eingang in die Kaiserliche und Königliche Schatzkammer nachsuchen und die Reichskleinodien betrachten, die bei allen Irr- und Wirrwegen Beständigkeit und Bleibendes garantieren, und wer könnte beim Anblick von so viel Gold und Silber, von so vielen Perlen und Edelsteinen, gestickten Gewändern und geschnitztem Elfenbein, von so vielen Jahrhunderten und so großer Machterinnerung nicht lächeln? Die Krone, der Mittelpunkt des Reiches. Das Reichsschwert, unter das sich viele Völker beugen. Die heilige Lanze, die die Seite Christi am Kreuz öffnete und den Bewohnern der Donaumonarchie den Eintritt in

himmlische Bereiche sichert. Die Krönungsgewänder der Kaiser, der toten Kaiser. Mit großem Aufwand trug man sie in den Stephansdom und dann in die Kapuzinergruft zur ewigen Bewahrung.

Vom Tod Wolfgang Amadé Mozarts hat Wien kaum Notiz genommen. Mozart war nicht Mittelpunkt der Salons und der geselligen Zirkel. Manchmal hatte er als bewunderungswürdige Zugabe am Rande gestanden, und so wurde auch nur am Rande von seinem Sterben erzählt. Sein Grab wurde nicht zur festen Institution. Aber durch ihn wurde Wiens krankes Lächeln geheilt.

Einige Monate nach jenem grauen Dezembertag, an dem Wolfgang Amadé zu Grabe getragen wurde, ist Constanze Mozart fähig, die Hemden und Anzüge aufzuräumen, die Halstücher und Strümpfe, die Westen und Haarbeutel. Diese Sachen sind nicht viel wert, nur auf 55 Gulden geschätzt; Constanze würde freilich gar kein Geld mehr herausschlagen können. Vielleicht fände sie jemanden, etwa eine mütterliche Nachbarin, die aus Wolfgangs Anzügen Höschen und Jäckchen für den Karl schneiden könnte, wenigstens für den Karl. Der Kleine, Franz Xaver Wolfgang, Wowi genannt, ist noch kein Jahr alt und vorläufig mit Kleidchen versorgt; er kann ja in die Kleider des Bruders hineinwachsen.

Wann wird sie wieder Geld haben, um neue Sachen kaufen zu können? Täglich wird alles teurer. Eine Witwe mit zwei kleinen Kindern und ohne Vermögen kann da nicht mithalten. Alle anderen Kinder werden wärmer und hübscher gekleidet gehen als ihre beiden Buben. Bei fremden Leuten werden sie sich durchschlagen müssen, frühzeitig lernen, ihre Füße unter fremde Tische zu strecken. Das ist nun einmal so bei Musikantenwaisen. In der großen Welt sind die geistigen Kinder der Künstler beliebter und angenehmer, die kraftvollen Erfindungen, die Schönheit der Melodien, dargeboten mit höchster Geschmeidigkeit und Beweglichkeit der Finger. Wer fragt nach den leiblichen Kindern und ihrem Wohlergehen? Und vor allem wer fragt nach ihr, der Witwe?

Die Kinder werden ihren Weg schon finden. Kinder haben es leichter. Sie sind klein und niedlich. Schnell erobern sie alle Herzen. Den achtjährigen Karl wollen die Prager Freunde aufnehmen. Sie werden ihn mit allem versorgen, was er zum Leben braucht, mit Essen, Trinken, Kleidung, Lehrern und vor allem mit Musik. Und vielleicht wird man später auch den Kleinen liebevoll in der goldenen klingenden Stadt an der Moldau aufnehmen. Sie müsste nur vorsichtig genug anfragen. Der Name Mozart gilt ja in Prag mehr als in Wien.

Doch was wird aus ihr selbst? Eine alternde Witwe ... Das hat ihr die Mutter gesagt, die alt und bitter gewordene Cäcilia Weber. Constanze kann sich nicht zu gemeinsamer Einsamkeit mit der Mutter entschließen. Sie fürchtet sich davor, noch einmal von der Mutter verheiratet zu werden. Eigentlich war die Ehe mit Wolfgang der Plan der Mutter gewesen. Dass diese Ehe dann einen anderen, glücklichen Weg ging, war nicht das Verdienst der Mutter. Und darüber war Cäcilia Weber böse.

Was nützte der Tochter jetzt die Kunst und die Liebeseinerinnerung? Hätte sie eine Metzgerei oder auch nur einen Milchladen, so wäre die Sache halb so schlimm. Erstens wirft ein solcher Laden genug ab, dass man davon leben könnte. Zweitens wären gewiss ältere Witwer oder Junggesellen der Überzeugung, man dürfe eine Frau mit einem solchen Gewerbe nicht allein lassen, es sei viel zu schwer für sie. Man müsse sie von dieser Last befreien, indem man sie von der Stelle weg heirate. Und sie, Constanze, brauchte ja nicht jeden zu nehmen.

»Ich bin nicht solch ein undankbares, ungetreues Weib!«, hat sie der Mutter entgegengehalten. »Ich denke nicht schon jetzt ans Heiraten, kaum, dass der Wolferl unter der Erde ist ...«

Doch wie soll es weitergehen? Sie kann sich nicht auch noch nach Prag einladen lassen. Sie

erinnert sich mit gemischten Gefühlen an die Stadt an der Moldau, in der Wolfgang sich so wohl fühlte. An die Villa Bertramka, in der sie bei den Duscheks wohnten. An die gemalte Balkendecke, unter der Wolfgang so gut arbeiten konnte und unter der sie, Constanze, neben der Frau des Hauses ein Nichts war, obgleich die berühmte Sängerin Josepha Duschek sich so freundlich zeigte. Lieber denkt sie an Professor Niemetschek vom Kleinseitner Gymnasium. Ein freundlicher, ein hilfsbereiter Mann. Doch was nützt das alles? Aus ist es mit der Kunst. Denn eine Musik, die nur auf dem Papier steht, ist eben keine Musik mehr, wenn sie niemanden findet, der ihr zum Klingen verhilft. Alle diese Notenblätter, diese flüchtigen Skizzen, ausgeführten Stimmen und sorgfältig zusammengeschriebenen Partituren kommen ihr jetzt wie eine schöne Erinnerung vor, wie ein Brief, der niemals mehr vorgelesen wird. Ein wertvolles Andenken.

Nur noch denken, nichts mehr hören kann sie, während sie die Noten durchblättert. Sie weint über der Entdeckung, dass ihr kein Ton entgegenkommt, dass alle ihre Erinnerungen ohne Melodien bleiben, wiewohl sie viele Erinnerungen hat und wiewohl im Hause Mozart nichts geschah, was nicht mit Tönen, Akkorden, Melodien, Rhythmen und wechselnden Harmonien verbunden war. Die schwarzen Zeichen sind nur kalligrafische Schnörkel einer raschen und zielbewussten Hand, die dem Strom, der sich durch sie drängte, niemals Widerstand entgegensetzte. Die selbst mitformte, mitschwang, mitsang.

Constanze war niemals müde geworden, die Hand ihres Mannes beim Arbeiten, Schreiben und Spielen zu beobachten. Wolfgang war kein schöner Mann gewesen, doch eine schönere Hand als die seine hat sie nie gesehen. Jede Bewegung des Leibes und des Geistes prägte sich auch in dieser Hand aus. Klein war sie, zierlich, nervig und kräftig. Sie besaß nicht nur eine durch die Natur gegebene Kraft, sondern auch eine durch Übung und Erziehung erworbene. Diese Hand war aller Lautstärken fähig. In ihr lebte das zarteste Pianissimo ebenso wie das kräftigste Forte, das Legato wie das Staccato. Constanze kann sich jetzt leichter an die Hand erinnern, die alle diese Noten schrieb, als an die Klänge und Empfindungen, die in ihnen verborgen liegen.

Nun hält sie ein Taschenbüchlein in grünem, blumengemustertem Pappeinband in der Hand, Rücken und Ecken sind von Leder, um dem Büchlein Dauerhaftigkeit zu sichern. Ein Bändchen, geeignet für verliebte Verse oder empfindsame Abendgedanken. Doch für solchen Luxus hatte Wolfgang niemals Zeit gehabt. Er spielte, arbeitete, komponierte. In dieses Büchlein hatte er alle seine Kompositionen eingetragen, genau und ordentlich, fast wie ein Schulmeister. Er hatte eben doch Pedanterie vom Vater geerbt, der immer wieder mahnte, die Noten nicht zu verschleudern, nur bestes wasserfestes Notenpapier zu benutzen und mit unauslöschlicher Tinte zu schreiben. Constanze hatte sich die Ohren zugehalten, wenn sie solche Reden hörte. Und was nützt nun das pedantische »Verzeichnüß aller meiner Werke vom Monath Februario 1784 bis Monath ...?«

Wolfgang hatte damit gerechnet, dass er selbst noch das Abschlussdatum einsetzen könnte, ehe er ein neues Heft begann, ein Verzeichnis neuer, noch erfolgreicherer Kompositionen, die ihm Ruhm und Anerkennungen eingebracht hätten, eine einträgliche angemessene Anstellung und vor allem Geld ... Geld für die wichtigsten Lebensbedürfnisse

und noch darüber hinaus. Geld für Badeaufenthalte mit komfortabler Wohnung. Geld nicht nur für Bier, sondern auch für Champagner.

Was alles hätte er noch auf diese vierzehn leeren Seiten von rastriertem Papier eintragen können! Konzerte und Opern für die große Gesellschaft. Lieder für den Hausgebrauch. Nichts davon ... Nun musste Süßmayr kommen und als letzte Komposition das Requiem einschreiben, das er zu Ende komponiert hatte, weil der Wolferl nicht mehr konnte. Ein Requiem, ausgerechnet eine Totenmesse ... nein, das nicht! Der Süßmayr soll nicht kommen. An der letzten Stelle dieses grünen Büchleins soll kein Requiem stehen.

Das wird die letzte Eintragung bleiben: »Eine kleine Freymaurer-Kantate. Bestehend aus 1 Chor, 1 Arie, 2 Recitativen und ein Duo. Tenor und Bass ...« Natürlich nur Tenor und Bass, Frauenstimmen sind in diesem Männerverein der Freimaurer nicht geduldet, die müssen sehen, dass sie an anderen Orten zur Geltung kommen. Dennoch, die Maurer der Loge »Zur neugekrönten Hoffnung« wollten an Frau Constanze ein gutes Werk tun. Sie gaben ihren Willen sogar in der Zeitung kund: »Verehrung und Dankbarkeit gegen den verewigten Mozart veranlassten eine Gesellschaft Menschenfreunde, die Herausgabe eines Werkes dieses großen Künstlers zum Vortheil seiner hülfbedürftigen Wittwe und Waisen anzukündigen, eines Werkes, das man billig seinen Schwanengesang nennen kann, das er mit der ihm eigenen Kunst bearbeitet, und dessen Ausführung er zwei Tage vor seiner letzten Krankheit im Kreise seiner besten Freunde selbst dirigiert hat. Es ist eine Cantate auf die Einweihung der Freimaurerloge in Wien ...«

Hülfbedürftige Witwe ... Constanze hatten diese Worte unbeschreiblich wohl getan. Als jemand sie fragte, ob es ihr denn nicht unangenehm sei, öffentlich in solcher Bedürftigkeit vorgestellt zu werden, war sie erstaunt.

»Warum nicht? Hat Wolferl nicht für die Öffentlichkeit gearbeitet? Nun soll die Öffentlichkeit für uns sorgen!«

Viel hatte die Sorge nicht eingebracht.

Im Anblick dieser sorgfältig geschriebenen Eintragungen erscheint ihr die Vergangenheit als sichere, geordnete, schöne Welt. Sie vergisst, dass sie immer in unsicheren Verhältnissen gelebt haben, dass sie nur selten über den morgigen Tag hinaussehen konnten, dass sie oftmals nur deshalb tanzten, um sich zu erwärmen, denn im Kellerverschlag war oftmals kein Holz mehr zu finden. Warum hat Wolfgang ihr und den Kindern kein Erbe aus dieser schönen, sicheren, heiteren Welt hinterlassen?

Sie vergisst, dass sie ihren Mann bewundert hatte, weil er aus solcher Lebensfülle lebte, dass er über Vorräte nicht nachzudenken brauchte. Vorräte hätten ihn gestört, seine innere Fülle gemindert. Constanze hatte sich ihm angepasst und nur an das Strahlen des heutigen Tages gedacht, an den Widerschein der Sonne auf den Wiener Palästen und Kirchenkuppeln. Jeder Tag brachte neue Farben, neue Klänge, wozu Vorräte? Doch dann kam das Erwachen. Kein Vermögen, kein Haus, keine üppige Pension. Nur diese Berge von wasserfestem, aber wertlosem Papier. Ein Papiererbe ... Immer wieder sagt sie dieses Wort vor sich hin: »Ein Papiererbe, ein Papiererbe ...«

Dann tritt sie vor den Spiegel. Sie ist noch immer eine ansehnliche Frau, noch nicht dreißig Jahre alt. Und doch hat sie das Leben schon hinter sich. Das Witwentum ist das langsamste und qualvollste Warten auf den Tod, das man sich vorstellen kann, mag die Witwe auch noch so jung sein!

Einförmig und gleichmäßig fließen die Tage dahin. Sie ist allein. Sie hat niemanden, dem sie sich anpassen könnte, sei es mit oder ohne Vorratsammeln. Es liegt doch nun einmal in ihrer Natur, sich anzupassen. Mozart hat ihr seine Lebensform gegeben, vielmehr, sie hat sie sich genommen. Sie hat in den Tag hineingelebt wie er, die Gunst der Stunde genossen, auf Sicherheiten verzichtet, den Klang des Geldes vor allem als lustiges musikalisches Geräusch empfunden. Nun merkt sie, wie diese Lebensform von ihr abbröckelt, und sie kann sie nicht festhalten.

Sie fühlt sich wieder dort angekommen, wo sie vor zehn Jahren aufgehört hat, bei dem Ölbild, das der Schwager Joseph Lange von ihr gemalt hatte, damals im Jahre 1782, am Anfang ihrer Ehe. Dieses Bild hatte seinen Platz über Wolfgangs Klavier gefunden.

Bedeutsame Stunden waren es für sie gewesen, als sie vor ihrem Malerschwager saß, mit Triumph angefüllt, denn sie, Constanze, war von dem jungen berühmten Musiker gewählt worden, ausgerechnet sie, die weder die Schönste, noch die Klügste unter den vier Schwestern Weber war, doch sie wurde nun Madame Mozart und kam heraus aus der Weberischen Enge mit dem ständigen häuslichen Ärger. Heute aber erscheint ihr der Triumph, der aus ihrem Porträt spricht, wie ein Hohn. Das hat sie nun geschafft, erreicht, das hat sie geerbt, hier im vierten, dem Musikzimmer:

1 harter Tisch, 1 Kanapee von altem Damast, 6 dito Sessel, 1 Rollschreibkasten, 1 Uhr und ein Gehwerk in vergoldetem Kasten, 1 Fortepiano mit Pedal, 1 Bratsche im Futteral, 1 lackierter Schriftenkasten, 2 Büchergestelle, 60 St. verschiedenes Porzellan, 1 messingnes Mörserl, 3 dito Leuchter, 2 Kaffeemühlen, 2 Glasleuchter, 1 blecherne Teekanne ...

So steht es im amtlichen Inventarium. Das ganze Musikzimmer ist 125 Gulden wert, mit den Büchern und Musikalien kommen noch 23 Gulden und 41 Kreuzer dazu.

Auf all das schaut ihr Porträt überaus ernsthaft herab.

Jetzt erfreut sie nur, dass beide Buben ihr Aussehen geerbt haben, die weit geschwungenen Jochbögen, die fein gezeichneten Augenbrauen. Wolfgang hatte sich von diesem Bild eine Kopie anfertigen lassen und mit auf Reisen genommen. Wenn er keinen Erfolg hatte, wollte er sich durch dieses Bild trösten lassen und sprach mit ihm, wie er mit ihr selbst sprach: »Grüß dich Gott, Stanzerl! Grüß dich Gott, Spitzbub! - Krallerballer! - Spitzignas! - Bagatellerl! - Schluck und Druck! -«

Sie kämpft die Tränen nieder, Tränen halten nur auf. Soll sie sich zutrauen, auf eigene Faust Konzerte zu geben? Wenn nur der Kleine erst entwöhnt wäre! Aber er schreit noch immer nach der Mutterbrust. Auch jetzt. Vielleicht ist er das Erbe, das ihr wenigstens einen ruhigen Lebensabend sichert. Wolfgang ... Sie will in diesem Namen eine Vorbedeutung sehen, eine Sicherheit. Bis sich diese Vorahnung erfüllt, bis dieses Erbe endlich Zinsen trägt, muss sie sich durchschlagen. Vielleicht hat sie Glück.

Sie klappt endlich das grüne Heft zu und legt es zu anderen Notenpapieren in eine eisenbeschlagene Truhe. Bei allen ihren Umzügen - und wie oft waren sie in Wien umgezogen! - waren der Flügel und diese Kiste immer am schwersten unter ihren Habseligkeiten gewesen. Die Kistenträger hatten darüber geschimpft, doch Wolferl verlangte, sie sollten vorsichtig mit diesen wertvollen Dingen umgehen.

Dann nimmt Constanze das schreiende Kind aus dem Bett und legt es an die Brust. Möge wenigstens dieser Sohn das zurückzahlen, was er jetzt aus ihr herausaugt! Vier andere Kinder haben sich bereits davongemacht. Doch was wäre gewesen, wenn alle am Leben geblieben wären? Für zwei langen die Kleider des Vaters erst einmal.

»Schau da den Vater, Bub!«, sagt sie und tritt vor Mozarts Bild, das auch ihr Schwager Lange begonnen, aber nicht abgeschlossen hat, dieser Hans Dampf in allen Gassen. Bei ihm wurde nur selten etwas fertig. Wenigstens das Gesicht war schon ganz da, Wolfgang's alltägliches Gesicht. Er saß am Klavier und sah in die Noten, das Notenblatt jedoch war nicht auf dem Bilde zu sehen, nur das große Gesicht. Ganz von selbst setzt der Betrachter Mozarts Blick fort, der auf das begonnene Werk fällt. Man muss an diesem Werk arbeiten, man muss es fortsetzen um jeden Preis, man muss es vollenden. Irgendwie muss man dieses angefangene Bild vollenden. Constanze ist kein Mensch des unverbindlichen anonymen »man«; sie ist Wolfgang's Frau, nicht nur seine Witwe. Es ist ihre Sache ... »Nun schläfst du ein und schaust nicht auf den Vater, du bist mir ein Schöner!«

Der Kleine schläft fest, und sie legt ihn zurück. Sie kann nun also ausgehen, schwarz gekleidet, wie es einer Witwe geziemt, selbstverständlich, das ist sie ihrem Gatten schuldig. Doch warum soll sie nicht auch schon weiße und sogar ein paar gelbe Tupfen von ihrem Gewand blitzen lassen; das ist sie ihrem Gemahl auch schuldig ... Sie sieht in den Spiegel und rückt ihr Hütchen zurecht. Es ist neu und die Modistin gütig genug, auf die Bezahlung zu warten.

Constanze hört Schritte draußen auf der Treppe stampfen. Kann dieser Mensch nicht leiser gehen? Er wird den Kleinen aufwecken, und dann ist es nichts mehr mit dem Spaziergang. Und nun hört sie, wie nach ihr gefragt wird. Auch das noch! Der Mensch will zu ihr. Wenn er nur kein Gläubiger ist! Blitzschnell setzt sie das Hütchen ab. Man darf nicht sehen, dass sie etwas Neues besitzt, dass sie Geld hat oder auch nur Kredit ...

Soll sie überhaupt öffnen? Aber wenn der Mensch sich dann lauter bemerkbar macht, wird der Kleine erwachen und schreien, und alles ist ärger als zuvor.

Also öffnet sie. Sie hört es schon an der Sprache: dieser Mann ist kein Wiener. Also kein Gläubiger. Sie atmet auf. Ein wohlaussehender, stattlicher Mann. Sie versteht den Namen nicht, nur dass der Herr ein Baron und der preußische Gesandte in Wien ist. Hätte sie doch nur das Hütchen aufbehalten! Doch jetzt kann sie es nicht aufsetzen, der Baron denkt sonst, sie wolle ihn hinauskomplimentieren. Und dazu hat sie keinen Grund. Sie traut ihren Ohren nicht:

»Ich komme im Auftrag und mit einer Bitte Seiner Majestät des Königs von Preußen ...«

Constanze führt ihren Gast in Wolferl's Arbeits- und Musikzimmer. Hat sie noch Kaffee im

Haus?

»Ich schätze mich unendlich glücklich, Sie, sehr verehrte gnädige Frau, aufsuchen zu dürfen. Wie hart traf es mein empfindsames Herz, als ich hörte, dass Ihr begnadeter, genialer Gatte, unser aller Freund, so früh von seiner Kunst und seiner Familie scheiden musste! Was alles hätte er uns noch schenken können! Um wie viel ärmer ist die Welt durch seinen Tod geworden!«

Constanze nickt zu jedem Satz schmerzlich lächelnd und denkt: Was mag er nur wollen? Soll er doch sagen, was er möchte! Empfindsames Herz ... Ein schönes Wort! Doch der Wolferl hätte ganz bestimmt darüber gelacht.

»Seine Majestät, der König von Preußen, würde sich unendlich glücklich preisen, wenn er einige Kompositionen Ihres Mannes erwerben könnte.«

Hat sie richtig gehört?

»Aber gnädiger Herr Baron, mein Mann ist tot, Sie sagten es doch selbst! Wie sollte er da ...«

Der Baron lacht.

»Sie haben mich missverstanden, gnädige Frau. Seine Majestät, der König von Preußen, wünscht Handschriften aus dem Nachlass. Er hat mich beauftragt, Ihnen ein Honorar auszusetzen. Ich hoffe, dass Sie jetzt nicht mehr so stark angegriffen sind, dass Ihre Trauer und Ihr Schmerz Ihnen noch immer Geschäfte verbieten.«

O nein, möchte Constanze hinausjubeln, aber sie sagt nur:

»Ich sehe ein, dass es sein muss. Ich kann mich aber nicht erinnern, dass Seine Majestät, der König von Preußen, bei meinem armen Mann etwas bestellt hat.«

»So verstehen Sie mich doch richtig! Ich möchte den Nachlass Ihres Gatten sehen, seine Handschriften. Ich möchte einige Stücke davon auswählen, ganz gleich, ob sie für den König von Preußen geschrieben wurden oder nicht.«

Constanze nickt. Mit dieser Möglichkeit hat sie nie gerechnet. Der Inhalt dieses Musikzimmers ist doch nicht nur ein Papiererbe. Es gibt Leute, die dafür Geld bieten, klingende Münze. Sie könnte sogleich das kokette Hütchen bezahlen. Und vielleicht brauchte sie den Karl nicht aus dem Haus zu geben.

»Ich kann warten, gnädige Frau. Ordnen Sie die Sachen, lassen Sie sich Zeit.«

Sie wird sich schon beeilen, denkt der Baron. Es geht ihr nicht gut. Er überreicht ihr seine Karte und geht.

Welch ein Wunder - der Kleine ist nicht aufgewacht! Constanze kann endlich ausgehen. Jetzt hat sie ein Ziel. Abbé Stadler muss helfen, der Freund, der Priester, der Orgelspieler, der stets Hilfsbereite. Sie weiß, dass er gerade in Geschäften seines Stiftes Kremsmünster in Wien weilt, sie wird ihn aufsuchen. Ihm wird sie von diesem Besucher erzählen, nicht dem Süßmayr und nicht dem Baron van Swieten. Stadler wird nicht gleich in alle Welt hinausposaunen, dass man sich um die Witwe Mozart und ihre unmündigen Kinder nun keine

Sorgen mehr machen müsse, denn der König von Preußen kaufe Wolfgangs Noten, und andere würden seinem Beispiel folgen. Niemand sonst soll es erfahren und sein eigenes schlechtes Gewissen entlasten, denn davon ist Frau Constanze fest überzeugt, dass ihr und ihren Kindern gegenüber jedermann ein schlechtes Gewissen haben müsse. Wie gut, dass es den Abbé Stadler gibt! Doch sie wird es lernen müssen, Wolfgangs Kompositionen selbst zu beurteilen und zu verkaufen. Man wird sie sonst betrügen und hintergehen und übervorteilen. Die Welt ist schlecht und Abt Maximilian Stadler nicht immer zur Hand.

Ein junger Priester verweist Frau Constanze in die Kirche.

»Er übt. Er übt meistens. Ein fleißiger Mensch!«

Der fleißige Mensch ist erstaunt über Constanzes Besuch. Er ist sofort bereit, sein Spiel zu unterbrechen, kann es aber nicht lassen, Frau Constanze noch mit seiner virtuoson Fußtechnik in Erstaunen zu versetzen.

»Das sind halt die Tänze, die unsereinem erlaubt sind. Sehr angenehme Tänze übrigens. Es wird einem warm dabei. Doch Ihnen, liebe Madame Mozart, ist damit nicht geholfen. Sie frieren gewiss wie ein armer Wiener Schneider. Lassen Sie uns an einen freundlicheren und wärmeren Ort gehen.«

»Meinetwegen können wir hierbleiben. Hier haben die Wände keine Ohren.«

»Wollen Sie mir ein Geheimnis anvertrauen? Haben Sie etwa eine Erbschaft gemacht?«

Und Constanze sprudelt alles heraus. Der König von Preußen ... Der preußische Gesandte ... Jacobi oder so ähnlich heißt er, ja, das ist ein komischer Name, aber die Preußen heißen nun einmal so. Er sieht ganz gut aus, ein Mann von Welt und von feiner Lebensart, und er wird wieder kommen.

»Hat er Ihnen einen Antrag gemacht? Sollen Sie preußische Gesandtin werden?«

»Mit Ihnen kann man auch nicht vernünftig reden, Stadler! Sie sind genau wie der Wolferl.«

»Nein, leider nicht. Er war viel ernster als ich. Und er konnte träumen. Wie kann ich Ihnen helfen, liebe Frau Constanze?«

Als es Frau Constanze endlich gelungen ist, verständlich zu erklären, was der preußische Gesandte wollte, wird der Abbé nachdenklich und still.

»Sie sagen gar nichts, lieber Stadler! Gönnen Sie mir diesen kleinen Erfolg etwa nicht? Diesen ersten bescheidenen Lichtblick nach so vielen düsteren Wochen und Monaten?«

»Es tut mir weh, dass dieser Schatz, diese nicht gespielte Musik auf eine so weite Reise gehen soll. Wir werden sie niemals hören. Wir sollten sie zuvor abschreiben.«

»Dazu werden wir keine Zeit haben. Seine Majestät, der König von Preußen, wird nicht warten wollen. Und auf unsere Gefühle nimmt er ganz bestimmt keine Rücksicht. Wann kommen Sie?«

»Sofort, Frau Constanze, wenn ich Ihnen damit einen Dienst tun kann.«

Abbé Maximilian vergisst die Tür zur Orgelempore abzuschließen, er geht sogar am Weihwasserbecken vorbei, ohne sich zu bekreuzigen.

Der Kleine ist wach und schreit. Es riecht nach beschmutzten Windeln. Constanze muss zuerst den kleinen Wolfgang säubern.

»So führen Sie mich doch an den Papierberg, dann kann ich schon damit beginnen, etwas Brauchbares herauszusuchen«, brummt der Abbé, dem das Kindergeschrei missfällt.

»Diese eiligen Mannsleute ... Die Kleinen sind schon genau so schlimm, wie die Großen. Hier, suchen Sie, Sie haben ja einen Blick dafür!«

Das ist leicht gesagt. Wie soll Stadler so schnell einen gangbaren Weg durch diese Tausende von beschriebenen Notenblättern finden? Und wie mit seinem Ordnungssinn vereinbaren, nicht zuerst eine Liste anzufertigen? Wie soll er seine Wissbegierde zurückdrängen? Er wird jedes einzelne Stück in die Hand nehmen und lesen wollen, wird es dabei zwischen den Notenlinien klingen hören. Wie viele Stunden, Tage, Wochen, Monate darf das dauern? Die Noten sind in einem heillosen Durcheinander. Die vielen Umzüge! Stadler kann sich vorstellen, wie es dabei zugegangen ist. Mit beiden Armen raffte Mozart alles, was auf seinem Flügel lag, zusammen und verwahrte es in Kisten und Truhen, was gerade da stand. Und wenn er dann heraussuchte, was er brauchte, dann wühlte er alles um und um, bald lag das Unterste zuoberst, und das Oberste kam nach unten. Dass ja die Witwe Mozart niemanden auf eigene Faust in diesem Notendurcheinander wühlen ließ!

Ihm fällt ein mit einem Bindfaden zusammengebundener Stapel von Notenblättern in die Hand. Es könnten Streichquartette sein. Man sollte sie für den Gesandten mit dem drolligen Namen bereit legen, dann liegt wenigstens etwas verfügbar da. Die Witwe Mozart braucht Geld, das weiß auch Stadler. Aber die Ordnung ...

Auch alte Briefe oder Briefentwürfe scheint Mozart zwischen seine Noten gelegt zu haben. Die müsste man erst einmal herausnehmen. Ist es indiskret, sie zu lesen? Ach, das alles ist ja längst vorüber; wer fragt da schon groß nach alten Geheimnissen?

»Allerliebstes Bäsle Häse! ... Ob Sie mich noch immer lieb haben - das glaub ich ... Ja, so geht es auf dieser Welt, der eine hat den Beutel, der andere das Geld, mit wem halten Sie es? Mit mir, nicht wahr? Das glaub ich. Jetzt ists noch ärger ...«

Diesen schnell gekritzelten Briefentwurf steckt Stadler in die Tasche, in die eigene. Frau Constanze soll ihn nicht lesen. Noch nicht.

Sie kommt mit dem Kleinen auf dem Arm herein.

»Ich habe schon etwas Passendes gefunden, liebe Madame Mozart. Der preußische Baron kann kommen.«

Es dauert lange, ehe Seine Majestät, Friedrich Wilhelm II., seit 1786 König von Preußen, einen inneren Grund und somit auch die erforderliche Zeit findet, die teuer bezahlten Streichquartette von Mozart anzuhören. Viel zu teuer bezahlt, das finden alle, die davon wissen. Und ausgerechnet Streichquartette, die kann man auch am preußischen Hof herstellen, die braucht man wirklich nicht aus Wien kommen zu lassen! Wenn es sich noch um eine Oper gehandelt hätte; mit den Opern hapert es in Berlin.

Solche Reden sind natürlich auch an des Königs Ohren gedrungen, und er fürchtet sich vor allem, was gegen ihn spricht. Er muss in Zukunft noch vorsichtiger werden. Von seinen Absichten, Plänen, Wünschen und Sehnsüchten darf er der Öffentlichkeit noch weniger preisgeben. Gerade jetzt. Der Pariser Pöbel hat den König von Frankreich kurzerhand auf das Schafott befördert, nein, nicht den König, sondern den Bürger Louis Capet. Ein königliches Haupt war in die Sägespäne gerollt. Von diesem Bild kann sich der preußische König nicht befreien. Gewiss, die Franzosen sind Feinde von alters her, aber König ist König.

Friedrich Wilhelm II. kann einige Nächte schlecht schlafen, und da fallen ihm Mozarts Streichquartette ein. Jetzt, gerade jetzt will er sie hören. Und zwar ganz allein. Königlichen Schmerzen kommt königlicher Trost zu. Die anderen haben ja seine Sorgen nicht. Sie sollen an seinen Tröstungen nicht teilnehmen. Nicht der Reichardt oder der Neefe soll sich mit diesen Streichquartetten abgeben, sondern der Chef der Tafelmusik - wie heißt er doch gleich?

»Am Sonntag Abend möchte ich zwei Quartette hören!«

Der Chef der Tafelmusik verbeugt sich verblüfft; am preußischen Hof gerät die musikalische Weltordnung durcheinander! Er schreibt die Stimmen ab und übernimmt selbst die erste Violine. Auf den Blättern steht kein Name. Hat sich etwa ein Neuer beworben? Der würde gewiss sofort genommen - bei dieser Musik!

Großes Rätselraten bei der Tafelmusik. Soll man gut oder schlecht spielen? Wenn man diese Musik auch noch gut spielt, dann nimmt der König den neuen Bewerber ganz bestimmt. Doch die Musiker können nicht anders, diese Musik müssen sie gut spielen. Es ist fast gemütlich am Sonntagabend, eine kleine Runde nur, der König, die vier Musiker, der Leibkammerdiener. Keine offizielle Tafelmusik, keine Damen, keine Staatsgeschäfte, keine Intriganten. Die Musikanten vergessen beim Spielen sogar die Anwesenheit des Königs. Und der König vergisst einen Teil seiner Angst.

Dies sollen sie mir nicht nehmen. Es muss Dinge geben, die nur dem König gehören. Gärten, in denen nur er spazieren gehen darf. Pferde, die nur ganz allein ihn tragen. Frauen, die nur für ihn lächeln. Und Musik, die nur für ihn erklingt. Er will diese Quartette als nur für sich geschrieben betrachten. Mozart wird ähnliches für niemanden mehr schreiben. In Frankreich haben sie den König vom Thron gestoßen, und nicht nur das. Auch auf mich schauen sie mit scheelen Augen. Auch an den Grundfesten meines Staates werden sie rütteln. Ich werde ihnen die Hände abschlagen, wenn es sein muss. Besser wäre es, wenn es nicht sein müsste. Es muss noch ein Reich geben, an dem sie nicht rütteln können.

Niemand außer mir soll diese Musik hören. Sie ist nicht für den Pöbel.

Nachdem die Musikanten auch das zweite Streichquartett gespielt haben, geschieht etwas Ungewöhnliches: Der König lässt sich die Noten geben. Nein, sie sollen nicht in der Bibliothek aufbewahrt werden. Dorthin hat ja fast jeder Zutritt. Der König klemmt die Noten unter den Arm und geht mit ihnen hinaus.

Seit jenem Abend hat niemand mehr diese Streichquartette gehört oder gesehen.

\*\*\* Ende der Demo-Version, siehe auch

<http://www.ddrautoren.de/Krueger/Mozart/mozart.htm> \*\*\*

# Renate Krüger



Geboren 1934 in Spremberg/Niederlausitz. Seit 1939 in Schwerin ansässig.

Studium der Kunstgeschichte und klassischen Archäologie in Rostock.

Tätigkeit am Staatlichen Museum Schwerin. 1965 Verlust des Arbeitsplatzes aus politischen Gründen, seither freiberuflich als Publizistin und Schriftstellerin tätig:

Sachbücher (**Die Kunst der Synagoge** 1966, **Das Zeitalter der Empfindsamkeit** 1972, **Biedermeier** 1979, **Spurensuche in Mecklenburg** 1999, **Aufbruch aus Mecklenburg**. Die Welt der Gertrud von le Fort, 2000),

Belletristik (**Licht auf dunklem Grund**, Rembrandt-Roman, 1967, **Der Tanz von Avignon**, Holbein-Roman 1969, **Saat und Ernte des Joseph Fabisiak**, 1969, **Nürnberger Tand** 1974, **Malt, Hände, malt**, Cranach-Roman 1975, **Jenseits von Ninive**, 1975, **Aus Morgen und Abend der Tag**, Runge-Roman, 1977, **Wolfgang Amadés Erben**, 1979, **Türme am**

**Horizont**, Notke-Roman 1982, **Die stumme Braut**, 2001, **Paradiesgärtlein**, 2008),

Jugendbücher (**Geisterstunde in Sanssouci**, Menzel-Erzählung 1980, **Das Männleinlaufen**, Alt-Nürnberger Geschichte 1983, **Des Königs Musikant**, Erzählung über Carl Philipp Emanuel Bach 1985).

Nach 1989 Mitarbeit am Aufbau der parlamentarischen Demokratie in Mecklenburg-Vorpommern, Archivarbeiten.

# **E-Books von Renate Krüger**

(<http://www.ddrautoren.de/Krueger/krueger.htm>)

## **Belletristik**

### **Licht auf dunklem Grund. Ein Rembrandt-Roman**

Eines Tages steht Manasse be Israel vor der „Nachtwache“ und wird in Zweifel gestürzt, ob die Gesetze des Judentums, in denen es heißt: „Du sollst dir kein Bildnis machen“, zu Recht bestehen. Er beginnt sein Leben und damit seine Wandlung aufzuschreiben. Aus den Aufzeichnungen erleben wir sowohl das Schaffen Rembrandts als auch das Herauswachsen des Weisen der Portugiesischen Synagoge in Amsterdam aus den alten Traditionen, das sie, die Nachbarn Rembrandts, zu treuen, helfenden Freunden werden lässt.

### **Der Tanz von Avignon**

Hans Holbein d. Jüngere (geb. um 1497 in Augsburg, gest. 1543 in London) war einer der bedeutendsten deutschen Maler aus der Zeit der Renaissance und des Humanismus, einer nachhaltigen Blütezeit der Kunst. Die Autorin hat aus dem Leben Holbeins jene Jahre ausgewählt, in denen der Maler nach neuen Wegen sucht, nicht nur in seiner Kunst, sondern auch im Alltag. Ein Buch, das eine kulturhistorische Zeitreise durch wichtige europäische Zentren wie Augsburg, Basel, Lyon, Avignon und London anbietet und somit zum Verständnis der Bilder Holbeins auf einprägsame Art beiträgt.

### **Saat und Ernte des Joseph Fabisiak**

Die Ereignisse des Romans fallen in die Zeit nach dem 1. Weltkrieg und reichen bis zum Ausgang des 2. Weltkrieges. Der Bäckermeister Joseph Fabisiak lebt als reicher, tüchtiger und geachteter Bäckermeister in einer westpreußischen Kleinstadt. Er schämt sich seiner polnischen Herkunft, ist fleißig, um in den Ruf preußischer Tüchtigkeit zu kommen, und fromm, um vor den Leuten als ehrsamer Bürger dazustehen. Als seine einzige Tochter Sofie von dem jüdischen Kaffeehausmusiker Ignaz Freudenfeld ein Kind erwartet, verstößt er sie. Joseph Fabisiak ist ein unseliger Mensch, ein Frömmeler und ein Streber, der nichts liebt als sich und den Nutzen, der alle menschlichen Beziehungen zerstört und zum Verräter wird, wenn er sich bedroht fühlt. Mit ihm gelingt der Autorin ein ausgezeichnetes Portrait eines Spießers, dem Geschäft und Religion zu einer nützlichen Einheit verschmelzen. Auch die positiven Romanfiguren sind kein Schema, sind nicht nur typisch fromm und tüchtig. Der Autorin sind in diesem interessanten Roman viele differenzierte und überzeugende Charaktere gelungen.

### **Nürnberger Tand. Historia eines Narren, eines Stummen und dreier gottloser Maler**

Im Jahre 1525 wird in der Reichsstadt Nürnberg drei jungen Malern der Prozess gemacht. Die Brüder Barthel und Sebald Beham und ihr Freund Georg Pencz sind Schüler des in der Stadt besonders angesehenen, hochberühmten Meisters Albrecht Dürer. Die Autorin schildert in dem Buch die geistigen Auseinandersetzungen und Kämpfe, die der revolutionären Erhebung der unterdrückten volksmassen im Großen Deutschen Bauernkrieg vorangingen.

## **Malt, Hände, malt. Ein Roman über Lucas Cranach d. Ä.**

Der Roman über den Maler Lucas Cranach (1472-1553) beansprucht ein hohes Maß an dichterischer Freiheit bei Verwendung und Gestaltung der historischen Tatsachen, insbesondere durch die Einbindung des Familiären in die Zeitereignisse und die Versuche, das Innere des Malers literarisch und psychologisch zu ergründen. Dem berechtigten Informationsbedürfnis des Lesers wird in einer ausführlichen Zeittafel Rechnung getragen.

## **Jenseits von Ninive**

Ein Mann mit dem bei uns nicht üblichen Vornamen Jonas erkrankt. Er wird in ein Sanatorium geschickt. Der Mann mit dem ungarischen Namen Jonas Molnar stirbt an Krebs. Zu seiner Hinterlassenschaft gehört ein Umschlag mit beschriebenen Blättern. In ihnen hat er versucht, die Krankheit einzuordnen in sein Leben. Wie von selbst drängte sich ihm dabei die Jonas-Fabel auf. So identifiziert er sich denn mit jenem Mann, der dem Auftrag Gottes, in Ninive Buße zu predigen, zu entgehen sucht. Der Schreiber erfindet Figuren und gibt ihnen symbolische Namen: „Ember“ - Mensch, „Követ“ - Bote, „Honvagy“ - Heimweh.

## **Aus Morgen und Abend der Tag. Philipp Otto Runge – sein Leben in fünf Bildern**

Die Autorin hat fünf Gemälde des nicht einmal vierzig Bilder umfassenden Lebenswerkes dieses neben Caspar David Friedrich bedeutendsten Malers der deutschen Frühromantik zum Anlass einer weitreichend angelegten epischen Darstellung genommen. Der so gleichsam von den Werkaussagen ausgehende Text versucht in farbiger und lebendiger Schilderung das Leben des 1777 in Wolgast geborenen, 1810 in Hamburg gestorbenen Künstlers zu erfassen und dem Leser eine Vorstellung von den persönlichen, familiären und gesellschaftlichen Bedingungen zu geben, die hier durch einen tragisch frühen Tod an seiner Vollendung gehinderte Schaffen einwirkten.

## **Wolfgang Amadés Erben**

Wenn auch Mozart mit Einsetzen der Handlung nicht mehr am Leben ist, so ist er doch durch seine Leistungen als Wunderkind, Virtuose und Komponist in den Erinnerungen seiner Familie und seiner Freunde als geistiges Zentrum dauerhaft präsent. Die Erben: das ist seine Frau Konstanze, der er zwei Söhne und ein zunächst wertloses „Papiererbe“ hinterlässt und die nun versuchen muss, ihrem Leben einen neuen Inhalt zu geben. Die beiden Söhne Karl und Wolfgang sind durch Namen und künstlerische Hinterlassenschaft des Vaters vorbelastet und müssen sich damit auseinandersetzen

## **Türme am Horizont. Roman über den mittelalterlichen Lübecker Bildschnitzer und Maler Bernt Notke**

Jahrhundertlang beherrschte die Hanse den Handel von Brügge bis Nowgorod. Als der Stern der Hanse zu sinken begann, versuchte man von Lübeck aus, die fernegelegenen Handelsplätze durch kulturelle Einflussnahme an sich zu binden. So verpflichtete der Rat auch den Maler und Münzmeister Bernt Notke, dessen Stil tonangebend wurde für die norddeutsche Bildkunst und Plastik um 1500.

## **Die stumme Braut. Erzählung**

Erzählt wird die Geschichte der flämischen Begine Dorothea. van der Gheenst und die der schönen Chane. Dorothea van der Gheenst, Vorsteherin des Beginenklosters in Wismar, macht auf einer Pilgerfahrt nach dem spanischen Santiago de Compostela, vom verbrieften mittelalterlichen Mantelrecht Gebrauch und rettet damit der schönen und liebreizenden Chane das Leben.

## **Paradiesgärtlein. Ein Tagebuch**

## **Jugendbücher**

### **Geisterstunde in Sancoussi**

Die Autorin erzählt von dem kleinen und doch so großen Maler Menzel im Berlin des 19. Jahrhunderts. Einige seiner berühmten Gemälde sind hier zu Geschichten geworden: erbaulich, prächtig, vergnüglich, nachdenklich und allesamt unterhaltsam. Ein merkwürdiges Balkonzimmer wird gezeigt – durch die geöffnete Tür will eine neue Zeit herein. Es ist von einem König die Rede, der am liebsten Flöte spielt, wenn er nicht gerade auf dem Schlachtfeld ist. Es herrscht Gewitterstimmung, und es werden vornehme Damen gemalt und Soldaten und Kammerherrenzöpfe und Eisengießler und Lokomotiven und Licht und Musik ...

### **Das Männleinlaufen. Eine Alt-Nürnberger Schelmengeschichte über einen Lebkuchenbäcker**

Jockel Wolgemut, der Schelm, beschließt, am Schembartumzug durch Nürnberg verkleidet als Fugger teilzunehmen. Da wird er von einem echten Fugger entdeckt und es kommt zu einem unglaublichen Angebot: Jockel soll mit ihm tauschen, soll seine Rolle wirklich spielen dürfen, nicht nur zum Spaß ...

### **Des Königs Musikant. Geschichten um Carl Philipp Emanuel Bach**

Der Sohn von Johann Sebastian Bach hofft auf Aufstiegsmöglichkeiten am Hof des preußischen Kronprinzen – aber er bringt es nur bis zum Ersten Kammercembalisten. Er wird Zeuge einer Bücherverbrennung auf dem Gendarmenmarkt: der König lässt eine Schrift von Voltaire den Flammen übergeben. Auch in Carl Philipp Emanuel Bach verbrennt etwas: das Vertrauen auf König Friedrich. Ein Konzert am Rheinsberger Hof des Prinzen Heinrich entfremdet ihn gänzlich der höfischen Kunst und Welt, und er beginnt trotz vorgerückten Alters eine neue musikalische Karriere im bürgerlichen Hamburg.

## **Sachbücher**

### **Aufbruch aus Mecklenburg. Gertrud von le Fort und ihre Welt**

Wo liegen die besonderen Verbindungen zwischen Gertrud von le Fort (1876-1971) und Mecklenburg? Wie prägte das Leben in Ludwigslust und auf dem Familiengut in Boek an der Müritz den Heimatbegriff der le Fort? Welche Bedeutung hat-ten zeitgeschichtlicher Hintergrund, die Enteignung des Familiengutes, aber auch die anderen literarischen Strömungen ihrer Epoche für das von christlichem Humanismus zeugende Werk der Autorin?

Renate Krüger zeigt die enge Verbindung zwischen den einzelnen Lebensstationen der

Schriftstellerin und ihrem Werk. Immer wieder finden sich bei der Dichterin Rückbezüge auf eine Familientradition mit europäischen Dimensionen, aber auch auf die mecklenburgische Heimat.

Ausführliche Informationen unter <http://www.ddrautoren.de>